

Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 1 (1938-1939)
Heft: 7

Artikel: Sie Scholle ernährt dich, wenn du sie wieder liebst!
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-860867>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ohne Zweifel könnten auf dem Boden grössere Erträge heraus gewirtschaftet werden, wenn da und dort rationeller gebauert, oder wenn überall drainiert und zusammen gelegt würde. Das ist aber heute aus verschiedenen Gründen nicht mehr möglich. Der Kleinbauer ist schon so bis über die Ohren verschuldet, und die Gemeinden haben die Steuerschraube angezogen, dass dem Steuerzahler die Schwarze kracht. Wo sollen sie die Mittel hernehmen, um bei den verminderten staatlichen Zuschüssen solche Arbeiten durchzuführen? Die ständig anwachsenden Gemeindelasten müssen, da es an grossen Steuerzahlern gänzlich fehlt, aus den kleinen gepresst werden. So zahlt beispielsweise in Hofstetten ein Arbeiter mit 2500 Fr. Einkommen und zwei Kinder 50 Fr. Gemeindesteuer, während er in Olten steuerfrei weggäme. Es hat aber in Hofstetten keinen einzigen Steuerbetrag über 500 Fr., und in den andern Gemeinden ist es ähnlich.

«Warum wenden sich die Arbeitslosen nicht jenem Erwerbszweig zu, der im Leimental doch traditionell ist,

dem Schmuggel?» könnte eine üble Lästerzunge fragen. Damit ist es wohl endgültig vorbei; dafür sorgt jenseits der Grenze der kurzbeinige Franken und diesseits die starke Grenzwacht. An französischen Produkten kommt hier kaum mehr herüber, als was die sonntäglichen Grenzgänger im Bauch mitbringen.

Die beste und wahrscheinlich einzige mögliche Art, die Arbeitskrise bei uns zu beheben, wäre es, den Bauhandwerkern wieder Beschäftigung in Basel zu verschaffen. Dafür wollen sich ja nun auch unsere Behörden einsetzen, und hoffentlich mit Erfolg. Aber es sollte bald etwas geschehen; denn unterdessen häuft sich die Unzufriedenheit und weckt im Zeitalter der k a n t o n a l e n A u t a r k i e begreiflicherweise A n s c h l u s s g e l ü s t e, die vom benachbarten Baselbiet aus genährt werden. Und noch etwas! Kürzlich äusserte ein Leimentaler, der auswärts wohnt, aber gern und oft auf Besuch kommt, sein Befremden über die zunehmende Sympathie für das Reich und seine Methoden. So schlimm wird es aber wohl doch nicht sein.

Die Scholle ernährt dich, wenn du sie wieder liebst!

Auf der weithin sichtbaren Ruine der Landskron standen an einem Sonnabendmittag drei Leimentaler: ein Bauer, ein Maurer und ein Fabrikarbeiter. Sie genossen die herrliche Aussicht auf das Leimental und die angrenzenden Gebiete. Der Bauer und die zwei arbeitslosen Familienväter sprachen auch von der Zukunft ihres Ländchens. Wir haben folgendes Gespräch erlauscht.

Maurer: «Hat nicht der französische Festungsbauer — Vauban hiess er, glaube ich, — vor dreihundert Jahren gehofft, er baue die stolze Landskron für ewige Zeiten? Und heute — wir spazieren über die zerbröckelten Ruinen und denken: Menschenwerk ist

vergänglich. Schade, man sollte die Mauern nicht ganz zerfallen lassen. Für uns arbeitslose Maurer von Hofstetten würde es eine passende Arbeit sein, wenn man diese Schlossruine ausflicken würde.»

Arbeiter: «Das ist elsässischer Boden. Und die Franzosen würden dich ebensowenig beschäftigen wie die Basler dort unten. Jene haben uns beide als «Fremde» aufs Pflaster gestellt. Grenzzäune hier — Grenzzäune dort — und wir haben doch gesunde Hände und sollten für die Kinder das Brot verdienen.»

Bauer: «Ja — die mächtige Festung ist bald nur noch ein Schutthaufen. Aber die Reben am Hang wachsen,

blühen und reifen wie damals vor dreihundert Jahren, und die Kirschbäume blühen auch und der Weizen gedeiht immer noch in unserm guten Boden wie damals.

Arbeiter: Meine Grossmutter hat

Bauer: Es ist halt immer so gewesen, seit Jahrzehnten. Deshalb kaufen die Baslerfrauen heute noch mehr als die Hälfte der Bohnen, des Salates, der Kartoffeln und Zwiebeln bei den Neudörfer-Weibern.



Frau Th. W. Büren

Es lebe das heimatliche Schwarzbrot!

Photo: Meerkämper, Davos-Platz,

erzählt, wie früher der Wein des Leimentales geschätzt war. Von Witterswil und Bättwil hat man schon vor hundert Jahren schöne Aepfel und Birnen nach Basel verkauft.

Maurer: War das Leimental nicht seit Jahrhunderten die Kornkammer des Schwarzbubenlandes. Und gedeiht das Gemüse hier nicht ebenso gut wie im Elsass, von wo es die Neudörfer zollfrei nach Basel führen dürfen.

Maurer: Wenn sie uns in Basel nicht als Maurer beschäftigen wollen, so dürften sie uns doch die Produkte unseres Bodens abkaufen — bevor sie dieselben im Elsass beziehen. Warum den Ausländer bevorzugen und den Schweizer stempeln lassen?

Bauer: Von einem Tag auf den andern werden wir nicht zu Gemüsebauern. So leicht ist es nicht, den Neudörfern Konkurrenz zu machen. Un-

ser Volk, die jungen Leute, sind halt vom sichern Fabrikzahltag verblendet — verführt worden. Die Arbeit auf der Scholle — im Pflanzplatz wurde verachtet. Die Kirschbäume liess man verserbeln — und auf den Apfelbäumen schossen die Mistelbesen ins Kraut. Die Geduld, die Hoffnung, der Bauernglaube, dass aus der Saat bei liebe- und mühevoller Pflege und Gotteshilfe eine gute Ernte wachsen werde — sind vielen verloren gegangen. Haben wir diese Einsicht? — Dann werden wir dafür sorgen können, dass das milde Klima und der alte gute Heimatboden des Leimentales uns zwei Arbeitgeber werden, die uns nicht auf die Strasse stellen, wie die Bauherren in der Stadt.

Arbeiter: Meine Landstücke sind aber im ganzen Gemeindebann zerstreut, einiges ist nass und eignet sich nicht unter den Pflug.

Bauer: Da frägt es sich denn, ob wir zusammenstehen wollen: Wir müssen die zerrissenen Landstücke zusammenlegen. Ohne Güterzusammenlegung wird der Landwirtschaft im Leimental nicht auf die Beine geholfen. Die nassen Gegenden müssen entwässert, neue Feldwege müssen erstellt werden. Das gäbe Arbeit für alle Arbeitslosen in unsren Dörfern.

Maurer: Das können wir allein aber nicht durchführen.

Arbeiter: Da soll der Staat helfen! Wenn er Geld hat für die Millionenbauten und die Betonstrassen ob dem Berg — wird er für unser Grenzländchen auch etwas übrig haben. Oder heisst's dort oben auch für uns: — aus den Augen aus dem Sinn!

Bauer: Nein, wenn wir einig sind, was wir wollen und mit dem alten Dorfgezänk abfahren — werden auch die Behörden in Solothurn und Bern mithelfen. — Die Landwirtschaft muss sich umstellen: statt Milch — mehr Ackerbau. Die Kirsch- und Apfelbäume sollten mit der Zeit auf eigentliche Obstgärten konzentriert werden — dann könnte das übrige Land ratio-

neller mit Getreide bepflanzt werden! Der Feldgemüsebau, die Pflanzung von *Dauergemüse*: Knollensellerie, Rotkraut, gebleichter Lauch, Randen — die Herstellung von Sauerkraut und Sauergrüben dürften in der Nähe des grossen Konsumzentrums Basel zu empfehlen sein. Hauptsache: sorgfältige, liebevolle Arbeit! Dass sich der *Qualitätsobstbau* in der Nähe von Basel lohnt ist einleuchtend. Aber der Obstbauer muss zur Einsicht kommen, dass nur erstklassige Kirschen, Aepfel und Birnen gute Preise erzielen. Werden unsere Bauern die Konsequenzen ziehen? — Da Aepfel und Birnen durch die Lagerung in billigen Erdhütten (Mieten) bis nach Neujahr baumfrisch erhalten bleiben, wird bei uns die Umstellung auf *späte Tafelobstsorten* erfolgen müssen. Die vielen Früh- und Herbstsorten verhunzen nur die Preise. —

Warum sollte der *Tabakbau*, der im Baselbiet erfolgreich betrieben wird, nicht auch im Leimental lohnend sein!

Und sollte man es nicht auch mit etwas Neuem probieren! Für einige hunderttausend Franken bezieht der schweizerische Samenhandel jährlich *Gemüsesamen* aus dem Ausland. Die Schweizerische Gemüseunion hat die Arbeit aufgenommen, aus dem Chaos der Namen und Sorten, wie sie uns in den Katalogen entgegentreten, die Sorten zu bereinigen. Eine Heidenarbeit! Es wird sich auch darum handeln, gemeinsam mit dem Samenhandel die Samen für die passenden Gemüsesorten in Zukunft in der Schweiz zu vermehren. Das wäre eine Arbeitsgelegenheit für die Gemüse- und Kleinbauern des Leimentales; denn Klima und Boden dürften sich bei uns dazu eignen.

Es wäre auch zu prüfen, ob nicht der *Anbau industrieller Heilpflanzen**) versuchsweise durchgeführt werden sollte. An trockenen kiesig-kalkigen

*) Bez.-Lehrer Jb. Zimmermann hat bereits die Initiative ergriffen.

Hängen des Jura gedeiht nach den Untersuchungen der Weinbauversuchsstation Auvernier die *dalmatische Pyrethrum* — eine Pflanze, die der grossen Margerite gleicht — sehr gut. Pyrethrumpulver und -Extrakt werden zur Insektenbekämpfung verwendet und sind sehr gesucht.

Die Kantonale Zentralstelle für Obst- und Gemüsebau wird diese Fra-

gen in Verbindung mit dem landwirtschaftlichen Verein des Leimentales prüfen, Versuchspflanzungen anlegen und dem kantonalen Volks- und Landwirtschafts-Departement die nötigen Anträge unterbreiten. —

Die Scholle unserer Heimat wird uns wieder ernähren, wenn wir sie mit Liebe und Verständnis bebauen wollen.
E. W.

Der Junker von Dorneck.

Marienlegende von Hugo Marti

(Fortsetzung)

Die dunkle Frau in der Burg aber harrete und harrete auf die Rückkehr des Junkers. Es verflossen viele Tage, und die Zugbrücke wurde für ihn nicht niedergelassen. Es vergingen Wochen, und sein Horn ward nirgends in den Forsten gehört. Da bekümmerte sich die dunkle Frau, und ihres Schmerzes war kein Ende. Wohl behandelten die Gesellen und der Tross in der Burg sie mit aller Achtung, die der Herrin gebührt, gemäss der Weisung ihres Herrn, des Junkers, und weil sie um der Freigebigkeit und Frohmüttigkeit der dunklen Frau willen schon manch lustigen Tag erfahren hatten; die ganze Sippe aber des Ritters, die auf den umliegenden Schlössern, im Land herum und auch in der Stadt am Rhein drunten hauste, hatte unterdessen von der Rückkehr ihres Vetters vernommen, und da ihnen Kunde ward von der einsamen Burgherrin auf Dorneck, die niemand sah noch kannte, taten sie sich zusammen und gedachten, sie bei Gelegenheit zu vertreiben und das wohlverwahrte Burgnest zu Handen ihres Vetters zurückzuheischen. Dass dieser ja wohl auf seinen unsteten Zügen irgendwo einmal verbluten werde, ohne die Heimat wiederzusehen, war ihnen selbstverständlich und so unlieb nicht.

Zu jener Zeit aber, da die Anverwandten des Junkers unter dem Vor-

wand, für seine Rechte einzutreten, in der Stadt zusammenkamen, wo ihrer einer im Rate sass, legte sich die verlassene Frau im Schloss unter Tränen und Klagen um ihrer Einsamkeit hin und gebar ein Knäblein, wohlgestalt und kräftig, und obgleich sie oft den entsetzlichen Wunsch gehabt hatte, dabei zu sterben, riss sie dieses nackte, kleine Kindlein mit Gewalt in die Welt zurück. Sie gab ihm vor dem Bilde der Gottesmutter in den wilden Rosen den Namen seines Vaters und schenkte bei diesem Anlass den Mönchen ein schönes Stück Land, wie sie es schon lange wünschten. So standen ihr auch die Brüder redlich bei und unterstützten ihre Ansprüche wider der Sippe der habgierigen Verwandten, indem sie die fremde, dunkle Frau als rechtmässige Herrin und das Knäblein als zukünftigen Junker von Dorneck anerkannten und diese Meinung kraft ihres weiten Einflusses übers ganze Land verbreiteten. Und alle, besonders die Geringen und Armen, hielten treu zu der allzeit traurigen Frau, die an ihnen viel Gutes vollbrachte.

Der Junker von Dorneck, als er nach raschem Ritt am zwanzigsten Tag in der schönen Stadt Venezia einzog, fand dort viel Volk versammelt, grosse Bewegung und Erregung überall und manchen bekannten Ritter aus den Gauen jenseits der Schneeberge. Er